

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

164 (16.7.1932) Die Mußestunde



Die Mußestunde

Unterhaltungsbeilage des Volksfreund

Heil Hitlern, heil Winifreden!

Ein Beitrag zur deutschen Geschichte im Jahre des Herrn 1932

Anläßlich des Verlaßes, daß Adolf Hitler Frau Winifred Wagner (die Witwe Siegfried Wagners) betreten werde, ging uns solches Gedicht zu, das wir unteren Lesern nicht vorzuenthalten möchten; dringt es doch das „geistige“ Wesen der NSDAP, dieser in völkischer und geistiger Substanz tiefen geliebener Partei sowohl in Ton und Inhalt, als auch in seinen taunelnden Wagneredhymen treffend zum Ausdruck.

Wagalaweia,
was schaukelst auf schäumenden Bogen?
hoiootoho,
was kommt so kühn dort gezogen?
Wec stehst dort so stolz,
wie zwei Heilige aus Holz,
umloht und umwobert,
umzuckt und umzabert,
braunhellig umbraust und umflattert,
von Blech und von Pauke umnatert?!

Wagalaweia,
ich wag es nur schauend zu flüstern,
hoiootoho,
mir leben vor Ehrfurcht die Müstern:
Das Wunder ist da, —
Heil, Halleluja! —
auf das, wir Geplagten,
zu hoffen nicht wagten.
Walhalla öffnet sich wieder
und ein Heldenpaar schwebet hernieder.

Wagalaweia,
ein Gottweid, so wonnig und prächtig,
hoiootoho,
ein Mannagott, so furchtbar und mächtig,
sie kommen im Raun,
gezogen vom Schwaan,
zu rächen, zu richten,
den Feind zu vernichten
und zu füllen, in Notans Namen,
die Erde mit arischem Samen.

Wagalaweia,
ja, spißt nur die dumpfigen Ohren,
hoiootoho,
Ihr Kefflinge, Juden und Mohren!
Von euch wird befreit

die Welt und — Waprecht!
Ihr wähnt, die Musike
und die Politike,
sie gebe nicht ohne Genie—nie?
Doch, Bräunung, o doch, LoScanit!

Wagalaweia,
bei uns in germanischen Landen,
hoiootoho,
geht es erst, wenn der Weiß kam abhanden.
Bei uns reicht das Hetz,
doch meist schon der Eterz,
zu dem, was wir wickten
in unfern Bezirkten.
Weiß Gott, was Köpfe da sollen?
Wie denken dabei nur ans Rollen.

Wagalaweia,
so schaukeln wir schummig hinüber,
hoiootoho,
und geht es auch drunter und drüber,
so ist das uns gleich:
Bald kommt ja das Reich,
das dritte, das große,
entsprossen im Schoße
des hebrästen Bundes — das Eden!
Heil, Hitlern und Heil, Winnifreden!

Das Mädchen von Huan

Von Agnes Cmedley.

„Sei stille, mein Kind, und ich erzähle dir von Chan-sei, der Tochter eines reichen Gutsherrn aus Huan. Einst ging sie zur Schule und war in Seide gekleidet und besaß eine Füllfeder. Später heiratete sie einen Bauernführer, die Jahre wickten sie auf ... aber ich will die Geschichte von Anfang an erzählen:
Ihre Mutter ist der Anfang. Eine seltsame Frau. Sie gehörte der alten Zeit an, hatte verkrüppelte Füße und fügte sich scheinbar jedem Wunsche ihres Gatten, der völlig an den überkommenen Idealen hing. Dennoch muß sie wohl anfällig geworden sein. Ihre Söhne nämlich wuchsen heran, gingen zur Schule und lehrten mit neuen Ideen heim, von denen einige auch die Frauen betrafen — aber Frauen, deren Füße nicht verunstaltet waren. Frauen, die gleich den Männern studierten und heirateten, wann und wen sie wollten. Wenn ihre Söhne sich also unterhielten, saß die Mutter immer still dabei und hörte zu, und ihre Augen lagen auf der kleinen Tochter Chan-sei, die in der Wiege stamptete. Und tiefe Gedanken bewegten sie. Was für Gedanken das waren, wissen wir nicht — aber wie wissen, daß sie schließlich für die Freiheit ihrer Tochter starb.

Bis Chan-sei elf Jahre alt war, herrschte ihr Vater nach Despotenart. Dann aber starb er plötzlich. Vielleicht war es ein natürlicher Tod, vielleicht vergoß Chan-seis Mutter aufrichtige Tränen. Jedenfalls waren, bevor noch die Begräbnisfeierlichkeiten zu Ende gingen, die Bandagen von den Füßen des kleinen Mädchens entfernt, und die Erde über dem Grab war noch feucht, als man Chan-sei bereits in eine moderne Schule qegeben hatte, hundert Li vom Hause fort. Aber obgleich die Bandagen sofort abgenommen wurden, waren die kleinen Füße in den fünf Jahren doch bereits verkrüppelt, und die unbeweglich-nuschlosen Beine, die gleich Steinen unter die Füße gebogen waren, blieben diesem Mädchen zeitlebens ein Hindernis.

Immerhin, die Bandagen waren beseitigt, und mit ihnen das Symbol der einen Art Verklavung. Noch blieb das Eheversprechen an eines reichen Mannes Sohn. Solche Verlobnisse haben in China gesetzlich bindende Kraft und Eltern, die sie nicht einhalten, können vor Gericht verklagt und schwer bestraft werden, als hätten sie ein schlimmes Verbrechen begangen. Chan-seis Mutter muß ihren Gedanken zu hegen, die von einer mittelalterlichen Vorstellungswelt als verbrecherisch bezeichnet werden mußten. Denn sie stand im Verdacht, mit tausend Listen auf einen Bruch des Verlobnisses hinzuwirken. Und was noch weit schlimmer war: man munkelte, daß sie Chan-sei nicht riet, sich nach guter Mädchenart demutsvoll zu fügen, sondern sie ermutigte, frei und auffässig zu sein. Dieses Gerücht verbreitete sich wie ein Lauffeuer, als bekannt wurde, daß Chan-sei zum Protest gegen die korrupte Verwaltung in ihrer Schule einen Schulstreik angesetzt hatte. Sie wurde damals gerade sechzehn Jahre alt, erreichte also das normale Heiratsalter. Aber sie wurde mit Schimpf und Schande aus der Schule gejagt und kehrte stolz und gar nicht niedergeschlagen nach Hause zurück. Ihre Mutter, statt ihr eine Szene zu machen und sie zu ducken, sprach sich still mit ihr aus und schickte sie einfach in eine größere und noch fortschrittlichere Schule, weit weg nach Wutschang am Jangtse ... von wo dann Gerüchte kamen, daß sie allmählich zur Führerin unter ihren Kameraden würde. Und

Anzahl von Ingenieuren wurden damit beauftragt, den Boden des Sees abzufinden, sie konnten aber trotz langer Versuche die Stelle nicht finden, an der am Boden des Sees das Wasser sich verließ. Schließlich kam man auf die Idee, ein paar Biber in den See anzubauen und es zeigte sich, daß die Biber feindlicher waren, als die klugen Ingenieure. Auch sie merkten bald das Absinken des Seespiegels, deshalb sorgte der Biber nach Möglichkeit dafür, daß der Wasserspiegel immer ungefähr in gleicher Höhe bleibt, da sonst die Feinde allzu leicht in seinen Bau eindringen können. Als die klugen Biber vom Goossee nun merkten, daß der sinkende Wasserspiegel den Eingang zu ihrem Bau freilegte, da entschlossen sie sich schleunigst für Abhilfe zu sorgen und bauten einen so kunstgerechten Damm, daß in der Tat der Wasserabfluß dadurch verhindert wurde und der Spiegel des Sees wieder zu steigen begann. Da die Biber diesen Bau ständig in Ordnung halten, so braucht man nicht einmal etwas für die Instandhaltung dieses Staudammes zu tun.

30 Jahre — der Wendepunkt der Gesundheit. Ein berühmter Arzt hat kürzlich die Erklärung abgegeben, daß in gewisser Weise die Dreißig das kritische Alter des Menschen sei. Wenn man erst die Dreißig erreicht hat, können einem viele gefährliche Krankheiten befallen, die den jungen Menschen sollten berühren. Zu den Krankheiten, die nach Dreißig fast nie auftreten, gehören zum Beispiel Blutarmut, Bleichsucht, Anämie und ähnliche Erscheinungen. Wenn man diese Leiden bis zum dreißigsten Lebensjahr nicht gehabt hat, wird man sie normalerweise auch später nicht bekommen. Hat man aber daran gelitten, so werden sie nach Dreißig höchstwahrscheinlich zurückgehen. Auch die Tuberkulose ist nach Dreißig weniger zu fürchten. Hat man keine Anlagen für diese Krankheit vor Dreißig gezeigt, so wird man wahrscheinlich auch später davon verschont bleiben. Auch Gelenk-rheumatismus macht sich meist früher bemerkbar. — Bei Kindern wird die Regel aufgestellt, daß sie gewöhnlich mit zehn Jahren über das schlimmste Gefahrenalter der Kinderkrankheiten hinweg sind.

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung, Waldbitt 28, bezogen werden.

Seiberis Buch „Das rote Kreuzband“ (Anorr & Kirch, München 4.— M., Seiten 5.20 M.) liegt jetzt, ein Jahr nach seinem ersten Erscheinen in 4. Auflage vor. Seiberl hat den russisch-rußischen Lebens geführt und zeichnet die Machtüber vom Krenn in fesselnder Weise, wobei allerdings Seiberis gegenläufige Einstellung durchdringt.

Das „Wesen des Antisemitismus“ findet in dem gleichnamigen Buch von Heinrich Graf Goubandove-Aleria, das dessen heute vergebener Sohn Richard Goubandove-Aleria im Panzer-Verlag in Wien (geb. 5.50 M., brosch. 3.90 M.) herausgegeben hat, eine bemerkenswerte Darstellung. Das Wert, aus dem wir in der Mußestunde einen Auschnitt veröffentlichen, gibt einen Querschnitt durch die Geschichte des Antisemitismus von der Antike bis zur Gegenwart, erstreift auf arindologische und objektive Forschungsarbeit, durchdringt von einem lebensvolligen Willen, dem Kern einer der umstrittensten und beharrlichsten Erscheinungen der Geschichte zu erfassen und gerecht darzustellen. Der Autor dieses Buches ist ein ebemittiger österreichisch-ungarischer Diplomat, dessen niejüdliche Abkunft außer Frage steht und der sich auf Grund eines tiefgründigen Wissens, einer weltumspannenden Erfahrung und vorurteillosen Gerechtigkeit mit der Grundfrage des Antisemitismus auseinandersetzt. Die Resultate dieser Auseinandersetzung sind für Juden und Antisemiten gleich lesenswert. Jeder, den das Problem des Antisemitismus interessiert, sollte dieses Buch kennen.

Arnold Zweig, dessen großer Roman „Der Streit um den Berganten Grifcha“ als eines der besten Bücher der Kriegszeit bezeichnet wurde, hat die Absicht, einen Romanzyklus zu schreiben, von dem der „Grifcha“ nur ein Teil sein soll. Jetzt ist das zweite Buch dieses Zyklus „Junge Frau von 1914“, in Reinen sorgfältig ausgearbeitet. Preis 2.70 M., bei der Büchergilde Gutenberg, die bereits den „Grifcha“ in einer Nebeausgabe für ihre Mittelerde herausgebracht hat, erschienen. Der neue Roman ist wie der „Grifcha“ in sich abgeschlossen und hat zu dem früher erschienenen Buch keine anderen Beziehungen als die gleiche Zeit der Ereignisse, das Hinterland der Fronten und einige Figuren. Der Soldat Bertin, im „Grifcha“ eine Nebenfigur, rückt hier zu einer tragenden Rolle heran. Er ist der Geliebte und später der Gatte dieses jungen Mädchens, dieser späteren „Jungen Frau von 1914“, deren Schicksal Arnold Zweig so darstellen wollte, daß dieses neue Schicksal das Dasein einer ganzen Generation enthält. Ein junges Mädchen mit höherer Schulbildung ist die Freundin eines jungen Schriftstellers, dessen Wegung bereits Aufsehen erregt. Er wird eingezogen, wird Armerungs-soldat und kommt schließlich in den Frontbereich. Kurz vor seinem Abmarsch ins Feld bezingt er sein Mädchen. Ehe das lunge Ding begreift, was mit ihm vorgegangen ist, wird es vom Schicksal in die Fänge genommen. Schicksal, das heißt in diesem Falle Familienehre, staatliche Ordnung, Suchtban für Abtreibungsbergehen. Der Bruder des Mädchens sorgt dafür, daß seine Schwester einem vernünftigen Arzt unter die Hände gerät. Das junge Weib muß einen schweren Konflikt über-

winden. Sie wählt sich vom dem männlichen Egoismus mifbraucht und mifhandelt. Aber dann verliert ihre altliche weibliche Natur durch. Sie stellt sich ihrem Freund durch einen Heiratsscheid von der Front und qualiert ihn mit Gesicht und jugendlicher Unbedürftigkeit an den Tisch ihrer überempfindlichen Eltern. Der Krieg donnert in diesem Buch nur in der Ferne. Der Dichter hat die Heimat und die Schritte während dieses Krieges in seinem Buche eingeschlossen. Die große Liebe, die der Dichter allen Figuren seines Romans entgegenbringt, ob sie ihm naheleben oder ob er sie im Interesse seiner Hauptpersonen betämpfen muß, diese große Liebe ist es, die auch dem neuen Buch von Arnold Zweig zu einem großen Verfehlen muß, der ein literarischer Erfolg und mehr: ein menschlicher Erfolg ist.

Räselecke

Vexlerbild



Rösselsprung

H	L	O		
A	N	A		
D	E	L		
E	L	A		
S	A	A		
A	A	L		
P	E	E		
R	N	A		

In die leeren Felder des vorstehenden Rechtecks sind Buchstaben zu schreiben, so daß die wagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben. Bei richtiger Lösung machen die Anfangs- und Endbuchstaben der Wörter, beide von oben nach unten gelesen, zwei berühmte deutsche Dichter namhaft.

Räselösung

Leiffst dich ein Schmerz,
Berat' ihn nicht —
Verbirg vor Menschen
Dein Gesicht.
Sei froh, wenn sie
Vorübergeh'n
Und nichts von deinen
Tränen seh'n.

Schmerz-Rätsel: Ein Nachtwandler.

Richtig gelöst: J. Grimm, Karlsruhe.

Witz und Humor

Im Münchener Hofbräuhaus trinkt einer Zitronenwasser und bestellt bereits das fünfte Glas. Ein neben ihm sitzender echter Münchener schüttelt den Kopf darüber: „I verkeh' gar net, wie man so viel Flüssigkeit in den Magen eins schütten kann!“ Sie trinken doch auch schon den vierten Liter Bier.“ „Dös is a Unterschied. Bier is ka Flüssigkeit nö, Bier is a Getränke!“ (Der Wahre Jakob).

Heer Professor, wenn Sie alle Lebenserscheinungen physikalisch erklären wollen: welche Formel haben Sie dafür, daß so viele alte Herren, die für den Ernstfall gar nicht in Frage kommen, sich so kriegsbegeistert gebärden?“ Ganz einfach: die Kriegsbegeisterung wächst mit dem Quadrat der Entfernung vom militärpflichtigen Alter! (Der Wahre Jakob.)

Schriftsteller E. Brünebaum, Karlsruhe i. B., Waldstraße 28

weiter — dort sollten sogar Schüler und Schülerinnen zusammen leben und lernen!

Die Dinge wurden so schlimm, daß der reiche Gutsherr sich schließlich zum Prozeß entschloß und eine Klage gegen Chan-feis Mutter einbrachte mit der Begründung, sie töte alles, um die Heirat zu hintertreiben. Als Chan-fei in jenem Jahr zu den Ferien heimkam, machten sie den Versuch, sie mit Gewalt einzufangen. Er mißlang, Chan-fei blieb noch ein Jahr in Wutschang. Als sie dann wieder nach Hause kam, versuchte man es abermals. Mit Hilfe der Mutter entwich sie wieder, hielt sich in den Hütten der Bauern verborgen und kehrte auf Umwegen nach Wutschang zurück mit dem Vorsatz, nie wieder heimzugehen. Als sie aber in Wutschang eintraf, fand sie bereits die Nachricht vom Tode ihrer Mutter vor. Vielleicht war auch dies ein natürlicher Tod gewesen, vielleicht auch nicht. Chan-fei glaubte, daß ihre Mutter an dem Schmerz dieses vernichtenden Kampfes und der Familienfehde zerbrochen war.

Ihre Schulkameraden versuchten, ihr von der Heimkehr zum Begräbnis ihrer Mutter abzuraten. Aber hier ging es ja nicht nur um den Tod einer Mutter, hier ging es um den Tod einer Vorkämpferin für die Befreiung der Frau. Jung und furchtlos und ein wenig stolz, daß sie den alten Mächten zweimal entronnen, glaubte Chan-fei ihnen abermals trotzen zu können. Sollte ihr aber dennoch etwas zustößen, verabredete sie mit einigen Kameraden, so möchsten sie sich um ihre Ehre kümmern und ihr zur Flucht verhelfen, falls sie in einer bestimmten Zeit nicht nach Wutschang zurückgekehrt sein würde.

Kaum war die alte Mutter zur Ruhe getragen, als Chan-feis Elternhaus von bewaffneten Männern umstellt wurde. Sie wurde mit Gewalt ergriffen und in das Haus ihres Schwiegervaters gebracht, wo man sie, mit dem Brautkleid angetan, gefangen hielt und sich selbst überließ. Die Freiheit, die der Gutsherr zugestand, bedeutete nur das Recht, innerhalb des Hauses und in dessen nächsten Umgebung frei umhergehen zu können, erstreckte sich aber nicht über jene hohen Umfassungsmauern hinaus. In China jedoch ist es schwer, ein Geheimes zu bewahren, und Nachrichten reisen mit dem Wind. Vielleicht war es auf solche Weise geschehen, daß eine Freundin und zwei Kameraden aus Wutschang zufällig hierher in die Nähe kamen und einen Diener bestachen, um Chan-fei zu verhaften. Wie dem auch sein mag, eines Abends kletterte Chan-fei über die Mauer und verschwand drüben in das Dunkel, der Dämmerung. In jener Nacht tritt sie mit ihren Freundinnen beim Sternenschein gegen Wutschang.

Dies war im Spätsommer 1926, und China war von den Stürmen der Revolution bewegt. Bald darauf belagerten die Soldaten Wutschang. Chan-fei gab ihre Studien auf und gliederte sich den Massen an. Sie lernte dort bei ihrer Arbeit einen Bauernführer kennen, den sie liebte und der von den Bauern geliebt wurde. Sie zerbrach das alte Sittengesetz, das sie an den Sohn des reichen Gutsbesizers band, und verkündete ihre freie Heirat mit dem Manne, den sie liebte. Selbst während sie ihr Kind unter dem Herzen trug, hat sie all ihre grenzenlose Energie der Revolution geschenkt, und als das Kind geboren war, nahm sie es auf den Rücken und ging wieder an ihr Werk.

Als die Revolution zu einer sozialen Umwälzung wurde, begann der furchtbare Terror, der zehntausend aufständische Bauern und Arbeiter als Opfer forderte. Die Militärs und die feudalen Gutsherrn kamen wieder an die Macht. Chan-feis Familie und die Familie ihres Verlobten beantragten ihre Verhaftung. Ein entsprechender Befehl wurde erlassen. Das bedeutete den sicheren Tod für sie und ihr Kind. Zwei Frauen und drei Männer, die mit ihr gemeinsam gearbeitet hatten, wurden ergriffen, den Frauen die Brüste abgetrennt und alle fünf auf offener Straße hingerichtet. Da bohrten einige Arbeiter Lufldöcher in einen Sarg, legten Chan-fei und ihr Baby hinein und fuhren sie durch die streng bewachten Tore der Stadt hinaus zum Friedhof jenseits der Stadtmauer.

Kaum war sie in Wutschang angelangt, als sie in das Kampfgebiet im Westen der Provinz Huan entsetzt wurde, wo zur Zeit der Ernte die Bauern sich selbst bewaffneten, die Zahlung aller Abgaben und Steuern verweigerten und die Beschlagnahme der großen Güter begannen. Die Bauern unterlagen, Tausende wurden erschlagen und der Rest entwaffnet. Wieder kehrte Chan-fei nach Wutschang zurück. Und wieder wurde sie in das Kampfgebiet geschickt. Diesmal ging sie in eine Stadt, die in der Hand der Militäristen war. Jenseits der Stadtmauer standen Bauernarmeen. Nach außen hin wirkte Chan-fei als Leiterin der Frauenorganisation; insgeheim aber trieb sie Propaganda unter den Soldaten und Arbeitern. In dieser Stadt lernte der Präsident der Justizbehörde sie kennen und verliebte sich in sie. Er war ein reicher Militärist, und sie lauflachte aufmerksam seinen Liebesbekennerungen, versag aber nicht, ihn über die Pläne zur Vernichtung der Bauern auszufragen. Er erzählte ihr davon — und sie schickte die Nachrichten zu der Bauernarmee vor der Stadt. Einer der Führer dieser Armee dort drüben war ihr Gatte. Endlich griffen die Bauern die Stadt an. Chan-fei aber war in ihrer Propaganda unter den Soldaten so dreist geworden, daß man sie verhaftet, ins Gefängnis

geworfen und zum Tode verurteilt hatte. Sie ließ den hohen Justizbeamten rufen, der in sie verliebt war. Er hörte ihre ablehnenden Aussagen an, schenkte ihr Glauben, ließ sie frei und gab ihr die Möglichkeit, die Stadt zu verlassen.

Danach lernte Chan-fei schreiben und drucken. Sie legte ihr Kind neben sich auf den Tisch und sang ihm bei der Arbeit leise vor. Da wurde ihr Haus eines Tages von Soldaten durchsucht. Ihr Gatte war fort, und sie war gerade für einige Minuten hinausgegangen. Von weitem sah sie die Soldaten ihr Haus betreten. Einige Stunden später schlich sie zurück, um ihr Kind zu suchen. Die Soldaten hatten es in einen Wassereimer geworfen, um es dort einem launigen Tode zu überlassen. Als ihre und ihres Mannes zarte Sorgfalt vermochten nicht, das kleine Wesen am Leben zu erhalten. Chan-fei weinte schmerzlich an der Seite ihres Gatten — und ging dann wieder an ihre Arbeit.

Zuweilen geschehen seltsame Dinge. Eines Tages erlebte Chan-fei folgendes: sie hatte den Direktor ihrer früheren Schule besucht und beschloß, bis zum nächsten Tage dort zu bleiben. Beim Morgengrauen wurde sie von vielen Schreien und Rufen geweckt; sie bildete sich ein, ihres Gatten Stimme darunter zu erkennen. Sie richtete sich auf, lauschte und hörte deutlich die Rufe: „Es lebe die Revolution!“ Mehrere Salven trachten und ließen die Rufe verstimmen. Chan-fei stand auf und ging blindlings ihren Weg zu dem Hinrichtungsplatz. Die Soldaten marschierten gerade wieder ab, und nur eine kleine Schar Zuschauer stierte dumpf auf die lange Reihe der toten Körper. Chan-fei schritt schwer und taumelnd die Reihe entlang — und warf sich über den warmen Körper ihres toten Gatten.

Das Netz des weißen Terrors zog sich immer dichter um Chan-fei zusammen, bis sie den Befehl erhielt, Wutschang zu verlassen. Eines Tages wurde sie mit zwei Bauernführern in Tschangtscha verhaftet. Sechs Monate saß sie im Gefängnis und kam nur frei, weil einige neue Militäristen die alten Gutschhaber vertrieben hatten und aus Rache viele Gefangene befreiten. Den einen Bauernführer aber ließen sie nicht frei. Chan-fei besaß einen Gefangenewärter und erhielt die Erlaubnis, ihn vor ihrer Entlassung noch einmal zu sehen. Um Hals und Hüfte, Hands- und Fußgelenke lagen eiserne Bänder, die durch eiserne Ketten verbunden waren. Solche Gefangene leben in China etwa zwei Jahre. Chan-fei selbst hatte nicht in Ketten gelegen. Aber sie kam aus dem Gefängnis mit einer Hautkrankheit, einem Magenleiden, einem Geschwür und war kreidebleich infolge Blutarmut. In solcher Verfassung kehrte sie zu den Bauern zurück und nahm ihren Kampf wieder auf.

„Sprich leise, mein Kind, damit uns niemand hört.“
„Ja — sag: ist Chan-fei häßlich und jung?“
„Sie ist fünfundsiebzig Jahre alt, liebes Kind. Ihre Haut ist dunkel, und in dem breiten Gesicht sitzen hohe Backennochen und sehr glänzende schwarze Augen. Sie ist fest gebaut wie eine Bäuerin, und man sieht es ihr wohl an, daß sie nicht leicht von dieser Erde fortzufliegen ist. Sie gleicht der Erde selbst, so stark, so unwichtig ist sie. Ob sie schön ist? — Ich weiß es nicht... aber sage mir: ist die Erde schön?“

Nationalismus und Antisemitismus

Von Goudenhove-Kalergi

Der Iacobin in Vancouver-Berlag in Wien erschienenen Neuauflage des ausgezeichneten und bestens zu empfehlenden Buches „Antisemitismus“ von Heinrich Graf Goudenhove-Kalergi mit einem einleitenden Essay „Antisemitismus nach dem Weltkrieg“ aus der Feder dessen Sohnes, dem bekannten Europa-Kampfer H. H. Goudenhove-Kalergi entnehmen wir folgende Ausführungen:

Die meisten Menschen verachten gern. Je tiefer sie auf andere herabzusehen können, desto höher fühlen sie sich selbst. Die Verachtung anderer stärkt ihr mangelndes Selbstbewußtsein. Diese Menschen greifen gern zum Antisemitismus, um sich als Glieder einer höheren Klasse oder Nation zu fühlen. Der Blick nach unten gibt ihnen die Empfindung, oben zu sein. Sie fühlen sich erst dann als Aristokraten, wenn sie die Möglichkeit haben, andere gründlich zu verachten. Wer um jeden Preis verachten will, wird Antisemit und verachtet die Juden; damit stempelt er sein „arisiertes“ Blut zu einer relativen Aristokratie. Durch Kontrastwirkung erhöht er sein Selbstgefühl.

Dieser Wunsch des Antisemitismus ist besonders stark in Deutschland. Die vierjährige Isolierung dieser Nation und ihr Kampf gegen die übrige Welt hat zu einer Stärkung des Nationalgefühls, des Nationalhasses und der nationalen Verachtung geführt. Da dieser Haß sich nach dem Kriege aus politischen Gründen gegen Engländer, Franzosen und Italiener nicht auswirken konnte, richtete er sich zunächst gegen die deutschen Juden, die ohne internationa-

len Schutz diesen Verfolgungen, Verleumdungen und Beschimpfungen wehrlos gegenüberstanden.

Noch stärker äußerte sich diese Verwendung des Judentums als Bligableiter des ausgeprägten Nationalhasses in Ungarn: weil man die wirklichen nationalen Feinde, die Rumänen, Tschechen, Serben, Franzosen, Italiener, Engländer, nicht verfolgen konnte oder durfte, richtete sich der Nationalhaß gegen die Juden und wandelte sich in Antisemitismus.

Da in Deutschland und in Ungarn die Juden die gleiche Muttersprache sprachen wie die Nichtjuden und die gleichen Gebiete seit vielen Jahrhunderten bewohnten, mußten besondere Theorien gefunden werden, um ihnen ihr Deutschtum oder Ungartum abzusprechen und sie wie Ausländer bekämpfen zu dürfen. Um den Eindruck der Rücksichtslosigkeit zu vermeiden, wurde das religiöse Moment meist beiseite geschoben. Statt dessen suchten künstliche Rassentheorien die Kluft zwischen Juden und Nichtjuden zu vertiefen und den nationalen Gegensatz in einen Rassengegensatz zu verwandeln. Damit fühlten sich die Nationalisten berechtigt, die Juden nicht nur ebenso zu verachten wie die anderen fremden Völker, sondern sogar mehr. Der nationale Größenwahn durfte sich ungehemmt austoben und in einem Rassenempfinden verankern.

In Deutschland und Ungarn wirkte sich der nationale Chauvinismus als Judentum aus, weil nicht genügend nationale Minderheiten im Lande waren, die wie in anderen Staaten, zu Pügelknaben des Nationalismus hätten dienen können. Denn dem Haß gegen die jüdische Minderheit in Deutschland und Ungarn entsprach in anderen Völkern der Haß gegen die deutschen und magyarischen Minderheiten, die praktisch gleichfalls vogelfrei waren. Überall die gleiche Erscheinung: der Krieg hört nicht plötzlich auf, sondern wird innerpolitisch fortgesetzt. Der Haß wirkt noch eine Zeitlang fort und bewegt sich praktisch auf der Linie des geringsten Widerstandes, gegen wehrlose Menschengruppen.

So ist der Nachkriegsantisemitismus zum Teil eine Fortsetzung der Kriegsepiik, des übersteigerten und überhöhten Nationalismus.

Vor dem Kriege war Rußland das Weltzentrum des Antisemitismus. Heute ist es Deutschland. Außerhalb Deutschlands ist der Antisemitismus in Europa nur noch lebendig in einigen Mittel- und Kleinstaat Diktaturen.

Diese Tatsache sollte den deutschen Antisemiten zu denken geben. Sie werden sich dann wahrscheinlich nicht sehr wohl fühlen in der Gesellschaft, in der sie sich befinden. Denn die drei anderen europäischen Großmächte lehnen den Antisemitismus kategorisch ab.

England hat seit Disraeli unter seinen politischen Führern zahlreiche Juden und kennt weder einen politischen, noch einen sozialen, noch einen wirtschaftlichen Antisemitismus. Frankreich hat seine antisemitische Phase in der Dreißiger-Periode überwunden. Diese Lebenswindung des Antisemitismus fällt zusammen mit der nationalen Regeneration und Gründung Frankreichs, die ihm die Kraft gab, den Weltkrieg durchzuhalten. Auch das extreme nationalistische Italien lehnte den Antisemitismus ab, der in den Augen Mussolinis ein barbarisches Verbrechen ist.

Indessen hält Deutschland an der antisemitischen Einstellung fest und baut eine Theorie nach der anderen um dieses Verbrechen. Andere Theoretiker gehen von der These des jüdischen Materialismus und Memorismus aus und übersehen, daß kein Volk so stark und so lange für seinen Glauben und seine Ideale gelitten hat, wie das jüdische. Daß die jüdischen Gemeinden nicht ihre reichsten Mitglieder am höchsten schätzen, sondern ihre weisesten, ihre Gelehrten. Daß im Judentum neben seinem Realismus ein ungeheurer Idealismus steckt, ein Idealismus, der so stark ist, daß er der Welt das Christentum und den Sozialismus geschenkt hat.

Ein Argument des Antisemitismus sollte aber kein Deutscher mehr gebrauchen: das „Argument, daß die ganze Welt sich einig ist im Haß gegen die Juden. Denn erstens ist dies unrichtig. Der Antisemitismus ist kein Weltphänomen mehr, sondern beschränkt sich auf bestimmte Gebiete. Und zweitens hat das deutsche Volk im Weltkrieg an sich selbst erfahren, wie ungerecht auch der Haß einer ganzen Welt ein Volk treffen kann.

Der Haß gegen das Judentum und gegen das Deutschtum sind verwandt. Beide Völker wurden gehaßt, verfolgt und verleumdet, weniger um ihrer Fehler willen, als um ihrer Vorzüge. Der Weltostatismus hat Exempel statuiert. Der Deutsche wurde als Feind der Menschheit empfunden, weil er tüchtiger, fleißiger, sachlicher war als die meisten anderen Völker, und ihnen so den Konkurrenzkampf erschwerete. Das gleiche gilt von den Chinesen in Südostasien, den Japanern in Kalifornien. Das gleiche gilt von den Juden.

Heute ist die Mißachtung gegen die Deutschen in der Welt mindestens so stark verbreitet wie der Antisemitismus. Die Kriegsschuldlinge, die Märchen von den deutschen Kinderwunden in Belgien, die Erzählungen von den deutschen Grausamkeiten bis zur Verleumdung der Menschenfreier, die Klassifizierung der Deutschen als Menschen zweiten Ranges, als Materialisten und Rationalisten, als Menschen ohne Genie und ohne Originalität, als Magiatoren der Welt, als Menschen ohne Größe, ohne Formen, ohne Lakt, ohne Grazie — all diese Verleumdungen, die den Thesen der Antisemiten

je stärker sind, haben die Weltanschauung gegen menschliche Werte nur langsam bestanden die Mäßigkeit in der Welt durch.

Gerade die große deutsche Nation, die dieses schwere unerbittliche Schicksal erfahren hat, sollte daher in der Beurteilung anderer vorsichtiger und kritischer sein.

1300 Jahre seit Mohammeds Tod

Vor kurzem waren es 1300 Jahre seit Mohammed siebterkrank in Arabien sein Leben aushauchte. Das B. L. benutzte diese Erinnerung zu einer längeren Betrachtung über den Schöpfer einer Religion, die heute 200 Millionen Anhänger zählt, der wir folgende — für unsere Auffassung etwas zu stark individualistisch gefärbt — Ausführungen entnehmen:

Mohammed, der Prophet, wurde um 570 in Mekka als Sohn eines verarmten Adligen geboren. Früh verlor der Knabe beide Eltern; der Vater starb schon zwei Monate nach seiner Geburt. So war er gezwungen, frühzeitig sein Brot als Hirt selbst zu verdienen. Später trat er in den Dienst der reichen Kaufmanns Witwe Khadija, bei der er zunächst eine bescheidene Stellung einnahm. Khadija, der der stattliche junge Mann gefiel, förderte aber Mohammed und beauftragte ihn, trotzdem er sich nicht als ein geschickter Kaufmann erwies, mit mehreren Handelstreifen. Als die wesentlich ältere Gönnerin ihn schließlich heiratete, war er aller materiellen Sorgen enthoben und konnte in Mekka ein ruhiges und beschauliches Leben führen.

Im vierzigsten Lebensjahre hatte er plötzlich eine Vision: der Erzengel Gabriel erschien ihm und forderte ihn auf, den Glauben an den einen Gott zu verkünden. Mohammed, ein schlechter Redner, wurde anfangs verlacht. „Komme Gott keinen besseren Propheten finden als dich?“, rief man ihm zu, als er in der Stadt Laif predigte. Die ersten Anhänger fand er in seiner Familie selbst. Als seine Lehre den Ruf Mekkas als Wallfahrtsort und damit auch die Einnahmequellen zu zerstören drohte, mußte er nach Khadijas Tod mit einigen hundert Getreuen nach Medina fliehen, einer Stadt, die mit Mekka verfeindet war. Hier fand Mohammed schnell einen großen Anhang. Im Jahre 630 war die Macht und die Anhängerschaft so gewachsen, daß er seine Vaterstadt erobern konnte. Er zerschlug nur die bei der Kaaba aufgestellten Götzen und machte die Stadt zum Wallfahrtsort seiner Religion.

Die mächtige Ausbreitung, die Mohammeds Lehre nach dem Tode des Propheten fand, ist in erster Linie dem Glaubenshaft vom Kismet, vom unabänderlichen Schicksal zuzuschreiben.

In jedem europäischen Lande wäre der Prophet, der auch als Herrscher eines großen Reiches bescheiden, ja dürftig lebte, an einem schwachen Punkt gescheitert: an seiner stark ausgeprägten Einmaligkeit. Immer mehr Frauen reichte er seinem Herein ein, was ihm aber seine Landsleute, die dafür volles Verständnis hatten, durchaus nicht übel nahmen. Eine etwas dunkle Geschichte mit Mohammeds Lieblingsfrau Afscha, die die Eifersucht und den Argwohn des Propheten ausschaltete, fand ihren Niederschlag in den Vorschriften, die der Frau den Gesichtsschleier aufzwangen und sie aus der Öffentlichkeit in die Enge der Frauengemächer verbannten.

Welt und Wissen

Kunst oder Rassenriechei. Der Hauptvorstand der Vereinigung künstlerischer Bühnenvorstände veröffentlicht folgende Erklärung: „Die Vereinigung künstlerischer Bühnenvorstände verurteilt das in den letzten Wochen immer stärker sich fühlbar machende Eindringen unkünstlerischer Gesichtspunkte bei den Engagements der Bühnenmitglieder und bei der Gestaltung des Spielplans. Sie sieht in diesen Maßnahmen einen verhängnisvollen Eingriff in die Kunst- und kulturfeindlichen Mächte in das deutsche Theaterleben. Sie protestiert nachdrücklich, daß konfessionelles weltanschauliches Bekenntnis maßgeblich sein soll. In der Kunst gilt allein der schöpferische Mensch.“ Es ist anzunehmen, daß auch der Deutsche Bühnenverein zu dem Ausfällen Stellung nehmen wird, die darauf hinauslaufen, das gesamte Theater- und Konzertwesen sowie die deutsche Literatur „rasserein“ zu machen und völkische Parteirechtung an die Stelle der Kunst zu setzen.

Viber bauen einen Staudamm. In Deutschland hat man sie fast ausgerottet, weil man sie für große Schädlinge hält und nur in einzelnen Gegenden, wo sie unter dem besonderen Schutz der Behörden stehen, leben sie in Deutschland noch in einigen Exemplaren. Aber in Amerika hat man neulich die Entdeckung gemacht, daß Viber auch eine sehr nützliche Einrichtung sein können. Im Staate Washington, der übrigens nicht mit dem Präsidentensitz zu verwechseln ist, sondern am Pazifischen Ozean, an der amerikanischen Westküste als nördlichster Staat an das britische Territorium grenzt, im Staate Washington also liegt ein für amerikanische Verhältnisse nicht sehr großer See, der Hoops-See. In diesem züchtete man bisher eisigst Forellen. Die Forellenzucht war nun stark gefährdet, weil der Spiegel des Sees zu sinken begann. Eine